

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein

Band: 68 (1963-1964)

Heft: 5

Artikel: Landeinsatz - Erlebnisse und Erfahrungen

Autor: Hunzinger, V. / Langenauer, Elsbeth / Brüggenthaler, Carla

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Obschon dieses halbe Jahr von den Seminaristinnen viel Arbeit und Anstrengung forderte, kehrten sie alle bereichert und voller Anregungen ins Seminar zurück. Sie werden ihre erste eigene Klasse nie vergessen. Der pausbackige Hansli und das Zöpfli-Vreneli, die ihnen jeden Montag mit einem leuchtenden Blumenstrauß vor dem Schulhaus warteten, die erste Schulreise mit dem halben Dorf im Schlepptau, die frischen Eier und die Bauernwurst für die «magere Stadtlehrerin», dies alles wird den jungen Menschen eine liebe Erinnerung bleiben.

Bald schon werden die Mädchen auf eigenen Füßen stehen. Sie hatten das große Glück, ihre ersten selbständigen Schritte im Beruf zu machen in der Gewißheit, daß die Verantwortung nicht allein auf ihnen lastete, sondern vom Seminar mitgetragen wurde. Daß sie die Lehrprobe während ihres Landeinsatzes absolvieren konnten, in einer ihnen vertrauten und von ihnen allein geführten Klasse, war ebenfalls ein Vorteil. Dieser Umstand ermöglicht den Prüfungsexperten, ein umfassenderes Bild der Persönlichkeit und Leistung der Kandidatin zu gewinnen. Umgekehrt hat die Seminaristin die Chance, sich vielseitiger zu zeigen, als dies in einer knappen Lektion an der Übungsklasse der Fall sein kann.

Im ganzen gesehen darf der Landeinsatz als eine sehr lehrreiche, in beruflicher und menschlicher Hinsicht interessante Zeit gewertet werden. Was anfangs als Soforthilfe aus einer Notlage entstand, hat sich gut bewährt und ist zu einem wichtigen Teil der Lehrerinnenausbildung geworden. — Für mich persönlich bedeutete die Zeit der Betreuung ebenfalls eine große Bereicherung; wertvolle menschliche Kontakte wurden hergestellt, meine Kritikfähigkeit geschärft, und ich bekam viele interessante Anregungen für den Unterricht an der Übungsschule.

Anita Bürki

Landeinsatz - Erlebnisse und Erfahrungen

Mein Landeinsatz

Mein Heim war in diesem Sommer ein großes, fast alleinstehendes Schulhaus in einem Graben des Schwarzenburgerlandes. Einige meiner neununddreißig Schüler hatten einen fast einstündigen Schulweg. Gegen sieben früh «tröpfelten» sie von den Weilern ringsherum gegen das Schulhaus zu. Nicht selten wurde ich schon vor sieben Uhr durch Kinderlachen und -schreien, das vom Pausenplatz her in mein Zimmer drang, geweckt.

Um halb acht hatte ich jeweils schon fast die ganze Schar der Erst- bis Drittkläßler um mich versammelt. Jetzt hatten sie Gelegenheit, der Lehrerin zu erzählen, was sie seit gestern Wichtiges erlebt hatten. So wußte ich von jedem Tierlein, das frisch geboren war oder zum Metzger gebracht wurde. Hatte gar jemand in der Familie Geburtstag oder war krank, so wurde an meine Wohnung geklopft, damit ich die Neuigkeit ungestört hören könne. Pünktlich ein Viertel vor acht begann ich immer die Schule. Es kam trotz der langen Wege nicht vor, daß sich ein Kind verspätete.

Nie werde ich meinen ersten Schultag vergessen. Ich hatte mich schon wochenlang darauf gefreut. Endlich durfte ich einmal auf eigenen Füßen stehen und mir beweisen, daß ich während dreier Jahre im Seminar etwas gelernt hatte und nun fähig sei, andern etwas zu geben. Dieser erste Schultag jedoch wurde für mich zur großen Enttäuschung, zum Auftakt einer

langen, schweren Zeit des Kämpfens und der Arbeit. Jetzt mußte ich gegen den Strom schwimmen lernen, wenn ich nicht ertrinken wollte. Die Schüler waren es gewohnt, während des Unterrichts zu essen. Sie warfen Papier, Apfelkerne, Brotreste und Farbstiftstummel zu Boden. Mußte ein Bleistift gespitzt werden, bemühte sich kein Kind an den Papierkorb; diese Abfälle gesellten sich zu den andern. Am Mittag glich der Boden einem verlassenen Schlachtfeld. Während des Unterrichts gingen die Dritteler im Zimmer umher, wenn ihnen das Sitzen zu langweilig wurde. Käthi sang schmelzend den neuesten Schlager: «Was soll ich machen, denn ich liebe Dich», und verließ ohne Begründung die Schulstube. Zwei Buben gerieten lautstark in Streit und wälzten sich dann kämpfend am Boden. Sofort hatten sie einen Kreis von Zuschauern um sich, welche die Kampfhähne durch Zurufe unterstützten.

Was nützten mir jetzt meine Präparationen? Kein Schüler hätte bei diesem Betrieb etwas lernen können. Meiner wilden Kinderschar mußte ich zuallererst Gehorsam und Ordnung beibringen und ihre Einstellung der Schule gegenüber von Grund auf ändern. Die Schüler hatten sich im Laufe der letzten beiden Jahre viermal an eine neue Seminaristin gewöhnen müssen, und ich bekam nun zu spüren, wie sehr dieser ständige Wechsel einer Klasse schadet. Ich wollte diesen Zustand nicht einfach hinnehmen, denn jetzt schon waren die Drittkläßler stofflich weit hinter dem normalen Pensum zurück.

Daß meine lebhaften Schüler im Grunde willig waren, konnte ich sofort an kleinen Diensten erkennen, die sie mir gerne leisteten. So lagen jeden Tag neue Blumen auf dem Lehrerpult, und die Kinder rissen sich geradezu um Ämtlein, ohne sie allerdings gewissenhaft zu versehen. Wenn ich nicht ständig aufpaßte und mahnte, wurde nicht gelüftet, und die Blumen ließen die Köpfe hängen. War der Papierkorb voll, warfen die Schüler ihre Abfälle hinter den Ofen. Die Zimmerordnung störte das nicht. Befehle, die ich an die ganze Klasse richtete, überhörten die meisten meiner Schüler. Die Hausaufgaben mußte ich fünfmal stellen, bis auch das Letzte wußte, was ich verlangte. Viele brachten es auch dann noch fertig, etwas Beliebiges abzugeben. Beim Turnen fiel es mir am leichtesten, den Schülern beizubringen, was es heißt, eine Gemeinschaft zu sein. Wie lästig ist es doch, wenn man fast eine Stunde lang üben muß, still und rasch auf ein Glied anzutreten! Werni hat auch beim zehnten Male noch etwas zu rufen. Doch damit zieht er den Zorn der Klasse auf sich. Denn die Lehrerin bleibt hart. Sie läßt so lange antreten, bis es wirklich ohne ein Wort geht. In der nächsten Turnstunde klappt das Antreten schon beim zweiten Mal. Auch im übrigen Unterricht beharrte ich auf meinen Befehlen. Bald schon waren meine Schüler soweit, daß sie sofort gehorchten. Am wenigsten Mühe bereiteten mir die Ersteler, mit denen ich auch stofflich gut vorankam. Aber bis sich die Dritteler an die neue Ordnung gewöhnt hatten, wurde es beinahe Sommer. Wer sich durch gute Leistung besonders auszeichnete, durfte eine goldene Krone tragen und war für eine Stunde Klassenkönig oder -königin, was den Ehrgeiz weckte. Darüber war ich froh, denn mit den Drittelern mußte ich jetzt gehörig arbeiten, um die verlorene Zeit nachzuholen.

Christian kam jeden Morgen mit der Entschuldigung zu mir, er habe diese oder jene Arbeit verrichten müssen und deshalb die Aufgaben nicht machen können. Schließlich schöpfte ich Verdacht und ließ die Eltern kommen. Es stellte sich heraus, daß der Knabe zuhause immer erklärt hatte, er habe keine Aufgaben. Von jetzt an hatte Christian seine Hausaufgaben immer bereit. Aus dem schwachen Schüler wurde ein durchschnittlicher, denn die Eltern

arbeiteten mit Christian, wie er mir später selbst erzählte. So bekam ich den Mut, auch mit andern Eltern zu prechen und ihnen zu zeigen, wo es bei ihren Kindern fehlte. Meist schoben die Eltern den Nachbarskindern die Schuld in die Schuhe: «Unser Hansi hat das alles nur bei Peter gelernt, es ist eine Schande, wie das bei denen zu Hause zugeht.» Wie dem auch sei: aus dem Sorgenkind Hansi wurde ein Schüler, an dem ich viel Freude hatte.

Werni sollte eigentlich in der fünften Klasse sein, saß aber nach Pensum in der zweiten und konnte weder seinen Namen schreiben noch die Finger seiner Hand zählen. Er stahl, log und verhielt sich bösartig gegenüber körperlich schwächeren Mitschülern. Die Eltern waren beide vorbestraft und unfähig, dieses schwierige Kind zu erziehen. Ich konnte Werni nicht länger in dieser Klasse dulden. Als der Jugendanwalt die Schule besuchte, war er erstaunt, daß dieser Knabe nicht schon längst aus der Normalschule genommen worden war. Nachdem Werni die Klasse verlassen hatte, hörten die lästigen Diebereien auch bei den andern Buben auf.

Von den Sommerferien an wurde mir das Schulehalten richtig zur Freude. Die Klasse hielt Ordnung und beteiligte sich lebhaft am Unterricht. Keine Minute wurde mir langweilig. Jetzt konnte ich die Schulreise unbesorgt antreten. Für Kinder, Mütter und Lehrerin wurde sie ein unvergängliches Ereignis, das ohne Zwischenfälle ablief, was bei fast siebzig Reisenden nicht selbstverständlich ist.

Der Abschied fiel den Schülern und mir schwer. Dieser Landeinsatz war ein harter «Lehrplatz» für mich, aber wenn ich zurückdenke, möchte ich keinen Tag davon missen. Die nächtelange Arbeit und die Sorgen, die diese Klasse mir aufbürdete, überforderten aber meine Kräfte und ich wurde krank. Trotzdem bin ich froh über die Erfahrungen und Erkenntnisse, die ich hier sammeln konnte. Oft war ich dankbar, im Seminar Rat holen zu können. So lastete auf mir, der Anfängerin, doch nicht die ganze Verantwortung für die wichtigen Entscheidungen.

V. Hunzinger

Im Jahrespraktikum

Infolge Lehrermangels wurde vor einigen Jahren am Seminar Kreuzlingen erstmals der Versuch gemacht, die angehende vierte Klasse in ein Jahrespraktikum zu schicken. Im Gegensatz zu den Vikariaten vieler Seminarien versehen wir eine verwaiste Lehrstelle, stehen also nicht unter der Obhut eines erfahrenen Lehrers. Die Praktikanten werden aber normalerweise vom Seminar aus betreut. Durch den Brand des Seminars und auf Grund anderer Umstände war dies leider in unserem Praktikumsjahr nicht der Fall. Dafür stand uns unser kantonaler Schulinspektor mit Rat und Tat zur Seite.

Als knapp 19jährige, ich möchte fast sagen, Kinder, standen wir also plötzlich in einer Schulstube drin und sollten selber unterrichten und vor allem Erzieher und Vorbilder sein. Ich persönlich fühlte mich dieser Aufgabe lange Zeit nicht gewachsen. Nach jedem verflossenen Schultag war ich abgekämpft, und nach einem kurzen Überblick über den ganzen Tag fand ich, daß ich alles verkehrt angefaßt hätte. Anfänglich glaubte ich, große Schwierigkeiten in der Disziplin zu haben. Manchmal hatte ich beinahe das Gefühl, ich sei meinen Dritt- und Viertklässlern unterlegen. Es dauerte einige Zeit, bis ich einsah, daß mit Güte und einem Lächeln auf den Lippen mehr zu erreichen ist als mit militärischer Strenge. Statt daß ich mich auf jeden neuen

Tag gefreut hätte, graute mir vor jedem Morgen, und es verfloß mehr als ein halbes Jahr, bis ich voller Freude und positiver Einstellung den neuen Tag begrüßte.

Ich glaube aber, daß gerade diese anfänglichen Enttäuschungen sehr wertvoll sind. Wir stehen plötzlich mitten im Leben drin und müssen mit diesen und jenen Problemen fertig werden und sind nicht mehr die behüteten Seminaristen von früher. Mir kam vor allem während diesem Jahr die Einsicht, daß es doch unendlich viel zu lernen gibt, und bestimmt ist es nur ein Vorteil, wenn wir alle die vierte Klasse mit dieser Einstellung beginnen. Nun werden uns die Fächer Methodik und Pädagogik auch nicht mehr nur graue Theorie sein, sondern uns sicher vieles geben, was wir im Praktikumsjahr vermißten.

Trotz den sehr großen, persönlichen Vorteilen sehe ich aber einen vielleicht noch größeren Nachteil, nämlich den der Schule selbst. Nachdem unsere Schulkinder eigentlich ein Jahr lang Versuchskaninchen gewesen sind, müssen wir unsere Stelle schon wieder verlassen, in den meisten Fällen für immer. Sehr prekär finde ich die Lage in solchen Gemeinden, in denen eine Lehrstelle schon seit einigen Jahren von Praktikanten besetzt ist; denn der ständige Wechsel ist in einer Schule sicher nicht von gutem.

Selbstverständlich geht während diesem Jahr viel Schulwissen verloren, vor allem was Mathematik und Chemie anbelangt. Aber für unseren späteren Beruf ist dieses Wissen nicht so sehr wichtig; als bedeutend wichtiger betrachte ich die gesammelten Erfahrungen. In einigen Jahren werde ich sicher mit Freuden zurückdenken an meine erste Bewährungsprobe.

Elsbeth Langenauer

Eine Bündnerin erzählt

Es ist nun mehr als zwei Jahre her, seit ich mit Sack und Pack und voller Erwartung im Postauto saß, das mich an meinen neuen Wirkungsort bringen sollte. Etwas erstaunt blickte ich um mich, als es plötzlich hielt und der Chauffeur «Lunschania» rief. Wo war denn das Dorf? Vorderhand sah ich nur das Haus, vor dem ich nun stand, nämlich das Postgebäude. Ich stieg aus und wurde freundlich empfangen. Hier sollte ich nun also fast vier Monate wohnen! Ich bezog ein großes Zimmer zuoberst in dem echten, alten Walserhaus, welches sogar in einem Heimatbuch erwähnt wird. Ein Blick aus dem Fenster überzeugte mich, daß es da wirklich viel anderes zu sehen gab. Außer der Post und dem Schulhaus standen noch zwei Häuser und etwa drei Ställe in der Nähe. Ich fragte mich wirklich, wo die Schüler alle herkommen sollten?

Am nächsten Morgen stand ich, angetan mit einer nigelnagelneuen Schürze, im heimeligen Schulzimmer und erwartete meine Zöglinge. Als alle beisammen waren, hatte ich ein stattliches Schärchen von 19 ziemlich schüchternen Bergkindern vor mir, die sich auf acht Klassen verteilten. Ich wurde teils neugierig, teils mit Staunen betrachtet, und das Staunen breitete sich noch weiter auf den Gesichtern aus, als ich, vom Sternenhimmel ausgehend, via Polarstern, von fremden Ländern und großen Reisen zu erzählen begann, mit der Quintessenz, man müsse eben in der Schule tüchtig lernen, wenn man etwas von der Welt sehen und es im Leben zu etwas bringen wolle.

Nachdem alle Namen aufgeschrieben und die Zeiger trotzdem noch weit von Mittag waren, starteten wir zu einem «Lehrausgang». Natürlich geschah

genau das, wovor man uns im Seminar immer gewarnt hatte, es wurde zu einem «Leerausgang». Erstens hatte ich ja selber keine Ahnung, was wir finden würden, und folglich auch nicht, wie ich es auswerten wollte, und zweitens mußte ich ständig einigen Erst- und Zweitklässlern nachlaufen, die allerlei Unfug trieben. Irgendwie ging der Tag dann doch zu Ende, und am Abend saß ich vor einem riesigen Stoß Büchern. Ich begann zu ahnen, was auf mich wartete. — Einige Tage später hatte sich der Stoß Bücher, zusammen mit vielen Problemen, zu einem riesigen, scheinbar unüberwindbaren Berg ausgewachsen. Vom Seminar waren wir nämlich mit viel Theorie, guten Ratschlägen und vor allem mit Aufgaben wohlausgerüstet worden. Und ich schwamm! —

Als erste Aufgabe galt es nun, den Stundenplan zusammenzustellen. Über den Lehrplan gebeugt, versuchte ich schwitzend, alle verlangten Stunden auf allen Stufen, wenigstens theoretisch, im Stundenplan unter einen Hut zu bringen. Das exakte Ausführen von drei Exemplaren war dann nur noch das Dessert. Mit einem Seufzer der Erleichterung schickte ich sie ab. Inzwischen begannen sich auch Hefte aufzutürmen, und die tägliche Routine des Korrigierens begann, denn der Wagen kam langsam, aber sicher in Fahrt. Jeden Tag gab es die Arbeiten von 19 Schülern durchzusehen, die $\frac{7}{8}$ des Tages still arbeiteten. Rückblickend muß ich sagen, daß meine Unterschüler zu bedauern waren. Sie kamen einfach immer zu kurz. Ganz besonders mein Erstklässler, der zu allem Übel noch allein in der Klasse war. Aber wie soll man sich auch mit drei Buchstaben und vier Zahlen stundenlang still beschäftigen?

Eine weitere Sorgenquelle waren der Wochen- und der Tagesplan. Im Wochenplan mußten wir den gesamten Stoff für alle Fächer in allen Klassen, für die Dauer einer Woche, aufschreiben; im Tagesplan galt es dann, den Stoff für jede Klasse und jedes Fach detailliert festzuhalten, mit Wandtafelzeichnungen und Hefteinträgen, sowie eine vollständige Präparation pro Tag. Nun, es ist eine bekannte Tatsache, daß Theorie und Praxis oft meilenweit auseinanderliegen, und so litt ich denn dauernd an schlechtem Gewissen; denn der eine oder der andere Plan war ständig im Rückstand.

Ich will aber kein zu düsteres Bild malen, denn es gefiel mir immer besser. Die Kinder waren zwar eher schüchtern — manchmal schockierte ich sie fast mit meinen spontanen Äußerungen —, aber nett und anhänglich, und das Schulhaus, in dem ich «wirkte», war zum Verlieben. Es steht erst seit ein paar Jahren, ist größtenteils aus Holz gebaut und sehr warm und heimelig. Ungefähr um 11 Uhr kam die Sonne und vergoldete durch die vielen Fenster das ganze hellgetäferte Schulzimmer. Im oberen Stock ist eine schöne Schulküche eingebaut, in der die Kinder jeden Mittag entweder Suppe oder Cacao kochten und dazu ihr mitgebrachtes Brot verzehrten. Manche von ihnen hatten einen Schulweg von einer halben Stunde bis zu anderthalb Stunden zu bewältigen. Im Winter war das oft nicht ungefährlich, denn es war auch schon vorgekommen, daß Lawinen ihnen den Weg abgeschnitten hatten. Trotzdem nahmen die Kinder den Weg zweimal unter die Füße und fanden gar nichts dabei. Nur wenn das Wetter gar zu schlimm war, blieben sie über Nacht im Dorf. Man muß wohl nicht betonen, daß die dermaßen abgehärteten Kinder kaum je krank waren.

Schon sehr bald wußte ich, über welches Kind ich mein Schülergutachten schreiben würde. Die Zweitklässlerin Edith war eine zwar langsame, aber sehr gute und gewissenhafte Schülerin. Was mir auffiel, war ihre ungewöhnlich ernste, ja fast melancholische Art. Man sah sie kaum je lächeln und dann nur,

wenn ein Märchen ein gutes Ende nahm. Beim Erzählen konnte man den Inhalt der Geschichte an ihrem Gesicht ablesen, und auch für ihre Kameraden war sie eine gutmütige und aufmerksame Zuhörerin. Beim näheren Betrachten der Familienverhältnisse verstand ich dann plötzlich vieles. Edith wohnte am weitesten weg, auf einem einsamen, «gottverlassenen» Hof, hoch oben in den Bergen. Ihr Schulweg führte durch einen tiefen Wald, und im Winter lag der Schnee manchmal hüfthoch. Der Vater arbeitete oft in der Fabrik, weil das «Heimetli» nicht genug abwarf. Die Mutter, die gerade ihr viertes Kind erwartete, mußte auf dem Feld und im Stall «werchen» wie ein Mann. So blieben denn der Haushalt und die Verantwortung für die Geschwister an dem kleinen Mädchen hängen. Kein Wunder also, daß es reifer und ernster als alle andern Kinder war.

In den ersten Tagen kam der Schulinspektor, um sich zu vergewissern, daß mir nichts fehlte, und redete mir aufmunternd zu. Trotzdem er bei seinen drei weiteren Besuchen immer sehr freundlich und verständnisvoll war, bekam ich doch jedesmal heftiges Herzklopfen, wenn ich ihn die Straße herunterkommen sah. Da ich keine Kollegen zum Erfahrungsaustausch hatte, riet er mir, ruhig zwei, drei Nachmittage frei zu machen und andere Schulen zu besuchen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und marschierte fröhlich einmal nach Vals und einmal nach Tersnaus, wobei ich von den dortigen Lehrern überaus freundlich und kollegial aufgenommen wurde. Ich kam zwar jedesmal mit einem Minderwertigkeitskomplex nach Hause, aber die Kollegen gaben mir trotzdem manchen wertvollen Tip.

Neben manchen Fehlschlägen und Tagen, an denen es laut meinem Tagebuch ging «wie ein Schlitten auf der aperen Straße», gab es doch auch Tage, an denen es einfach «rollte». Und zu meiner Ehrenrettung sei gesagt, daß mir dann noch zwei sehr ertragsreiche Lehrausgänge glückten, bei denen wir Dinge herausfanden, die ich selber nicht einmal gewußt hatte.

Da die Post- und Bahnverbindung schlecht war, fuhr ich nur selten heim. Diese stillen Wochenenden taten nicht nur mir gut, sondern wurden auch von den Leuten sehr geschätzt. Noch jetzt höre ich eine Bauernfrau sagen: «Jo üsari Lehrari, dia blibt halt immer bi üs!» Wir hatten einen prachtvollen Herbst, und ich verträumte und verwanderte manchen goldenen Herbstsonntag im herrlichen Valsertal, das mit seinen steilen Felsen und der tiefen Schlucht einen wildromantischen Eindruck macht. Man muß tatsächlich den Kopf in den Nacken legen, wenn man den Himmel sehen will. —

Eines der nettesten Erlebnisse während meines Praktikums war der Herbstausflug mit der ganzen Gesellschaft. Die Kinder kletterten natürlich wie die Geißen die steilen Hänge hinauf, während der Herr Pfarrer und ich uns wacker anstrengen mußten, um Schritt zu halten. Oben auf der Alp zog der Herr Pfarrer eine ganze Kette Würste aus dem Rucksack, von denen jedes eine am Spieß braten durfte. Große Sensation! Ich war eben daran, mit Appetit in die knusprige Wurst zu beißen, als eine Achtklässlerin aufstand und feierlich — ernst sagte: «Fräulein Lehrari, ich wünsche Ihne an Guata.» Nach dem Umgang mit unsern Musterschülern (Übungsschule) kam das reichlich ungewohnt! Ich beherrschte mich aber und dankte freundlich, denn ich wollte die Kinder ja nicht verletzen.

Ein weiteres unvergeßliches Erlebnis ist die Chilbi auf Mont, einem Bergsattel, auf dem sich vier Wohnhäuser um eine winzige Kapelle herumdrücken. An diesem Festtag wurde aufgetischt, was Haus und Stall hergaben. Der Pfarrherr und d'Lehrari wurden in jeder Familie genötigt zu essen, bis sie

einfach nicht mehr konnten. Am Abend tanzten wir in einer Stube bis gegen Morgen. Der Abstieg durch die verschneite Landschaft, und erst noch bei Vollmond, war so schön, daß ich jedes Jahr am 20. Januar ein wenig Heimweh bekomme.

Abschließend kann ich nur sagen: «Mich reut kein Tag, den ich in Lunschania verlebte, denn ich hatte Gelegenheit, mir selber zu beweisen, daß ich imstande bin, etwas zu leisten.»

Carla Brüggenthaler

Eine Stimme aus der Ostschweiz

Wir hatten es eigentlich schon lange gewußt — ein Jahr Praktikum sollte auch zu unserer Ausbildung gehören. Die einen freuten sich darauf, andern war dies ein Strich durch die Rechnung, und einige schoben jeden Gedanken daran weit von sich. Viele aber hatten Sorgen; sie spürten, daß sie im Grunde noch gar nicht bereit waren, ahnten, wenn auch von ferne, die Last der Verantwortung, wußten, daß sie, schlecht vorbereitet, in Kürze vor vierzig Kindern sich zu bewähren hätten. Trotz solcher düsterer Vorzeichen kam der erste Tag heran: jeder Schritt schriftlich festgehalten, die Namens-täfelchen geschnitten, eine blaue Ärmelschürze lag bereit — es konnte ja nicht schief gehen — und es ging auch nicht.

Eine interessierte Aufmerksamkeit hatte mich empfangen, hielt aber nun verdächtig lange an — mir war nicht geheuer. Bei meinem Antrittsbesuch hatte ich nämlich eine freche, vorwitzige «Meute» angetroffen. — und wirklich, das erste «Versucherli» ließ nicht lange auf sich warten. Es begann mit dem Spitzen. Einer hatte angefangen, und nun ging's invasionsartig los. Alles pilgerte zur Spitzmaschine, und bald entstand in jener entfernten Ecke ein lustiger Treffpunkt. Dieses Hin und Her störte die Arbeit sehr. Ich begann die Leutchen an den Platz zu schicken, jedesmal bedeutet dies aber eine Unterbrechung des Unterrichts. Spitzen verbieten? Und die dringenden Ausnahmen? ... Ja, im ersten Quartal waren es vor allem solche technischen Schwierigkeiten, Fragen der äußern Form, die mich beschäftigten. Ein Beispiel: die Gestaltung der Hefte — jedes Häuschen muß im Anfang diktiert werden, die Kinder sind erschreckend unselbstständig — Schreibmaterial muß von Fall zu Fall geprüft werden. Schlechte, vorher erlaubte Füllis waren auszumerzen; schließlich verbot ich sie sogar ganz. Gespitzte Farb- und Bleistifte verlangten eine tägliche Kontrolle. Sauberkeit wurde oft mit Waschlappen und Bürste vordemonstriert. Als endlich diese Kleinigkeiten selbstverständlich geworden waren, zeigte sich eine neue Hürde. Zwar hatten wir in der Übungsschule Lektionen gehalten, von deren schriftlicher Verarbeitung meistens aber nichts gesehen. Nun wurde man einfach nicht fertig mit dem vorbereiteten Stoffe. Wochenpläne, Tagespläne, nirgends kam man ganz durch, manches mußte weggelassen werden. Nach etlichen Wochen des Pröbelns gelang es dann, ein einigermaßen ausgewogenes Programm aufzustellen.

Die Herbst- und Winterwochen brachten schöne Überraschungen. Ein selbstverfertigtes Krippenspiel wurde mit Begeisterung eingeübt. Wir sprachen Mundart, jede Szene wurde gemeinsam gestaltet, Textvorschläge, Kritik an den Schauspielern, alles trugen die Kinder dazu bei. Mir verblieb das Kürzen, vor allem aber das Dämpfen der entstandenen Spielwut. Später dann, bei den Aufführungen, das Zittern vor unvorherzusehenden Zwischenfällen, hatten wir doch keine Texte aufgeschrieben. Jedes Kind sprach so,

wie man nach seiner Vorstellung auf einer langen, mühsamen Wanderung miteinander redet. Jeder durfte einmal den Joseph spielen, jeder Joseph sprach ein wenig anders. Den besten erkoren dann die Mitschüler. Die Kostüme wählten wir ganz einfach. Maria trug ein blaues Kopftuch, die singenden und Flöte spielenden Engel goldene Stirnreifen, den Hirten kennzeichnete der lange Stab. Die schwachen Schüler erhielten, da sie oft viel natürlicher spielten, meistens eine Rolle. In den Augen der guten, welche alle als Sänger mitwirkten, wurden nun die Schwachen plötzlich anerkannt. Kurz, das schönste Ereignis dieses Weihnachtsspiels war ein ganz deutliches Zusammenwachsen der Klassen.

Nun, da das Jahr bald zu Ende geht, ist noch etwas Weiteres aufgetaucht. Uns Praktikanten fehlt jene Linie, jene Ruhe, jener große Bogen, der unbedingt in die Schulstube gehört. Ein zweites Jahr, wo das Begonnene weiter geführt, Lücken geschlossen würden, das gibt es für uns nicht. Wir haben einfach von Tag zu Tag, von Woche zu Woche Schule gehalten, viel dabei gelernt, aber es war alles sehr kurzatmig und gehetzt. Ein neuer Praktikant wird nun wieder dreiviertel Jahre abtasten und experimentieren. Dadurch entstehen jene gesichtslosen Klassen, unsicher, unselbständige Versuchskaninchen, an denen jedes Jahr eine neue Lehrerin ihren Stil, ihre Art des Unterrichtes erlernen wird.

B. Baudenbacher

Aus der Arbeit in einem Erziehungsheim

Ich hatte zehn Mädchen im Alter von 9—15 Jahren zu betreuen. Die Kinder waren zum Teil recht schwachbegabt, das Pensum war also sozusagen dasjenige einer Unterschule mit Ausnahme der Realien, die den Älteren angepaßt wurden. Aus Unkenntnis der genauen Sachlage und weil ich einige Regeln für den Unterricht an Schwachbegabten nicht kannte, hatte ich zu Beginn des Einsatzes ziemlich Mühe, den Stoff an die Kinder heranzubringen. Ich erlebte immer wieder Überraschungen. So war Ruthli, die Jüngste, die mir als «noch gescheit» geschildert worden war, unfähig, einen Satz zu lesen. Drei Kinder konnten nicht selbstständig ein leserliches Sätzlein schreiben. Manchmal ärgerte ich mich und zweifelte an meiner Lehrfähigkeit, aber alles in allem gesehen, war die Heimzeit schön. Ich kam in engen Kontakt mit diesen verwahrlosten, geistig beschränkten Kindern, die dennoch sehr tief empfinden, wenn sie auch ihren Gefühlen nicht in vielen Worten Ausdruck verleihen können.

Nun möchte ich zwei Schwestern vorstellen: Theres und Agnes, 13 und 12 Jahre alt. Sie waren ungewöhnlich klein und ziemlich schwachbegabt. Beide störten den Unterricht oft empfindlich. Therese konnte einen entsetzlichen Starrkopf aufsetzen. Agnes liebte es, im Schulzimmer herumzuwandern. Beide konnten fluchen, schlimmer als ein Stallknecht. Sie stammten aus traurigen Verhältnissen, und doch litten sie oft an Heimweh. Einmal erhielten sie einen Brief. Therese rief: «Agnes, Agnes, ein Brief von der Schwester!» Die Jüngere zappelte: «Von welcher, von welcher?» (Es sind eine ganze Menge Kinder, zehn oder mehr.) Therese zögerte: »Von der Edith, oder — stimmt's, Fräulein?» Ich mußte nun den Brief vorlesen. Therese hätte es vielleicht selbst fertig gebracht, aber Agnes wäre dabei fast verzappelt. Therese begann gleich einen Dankbrief aufzusetzen. Auch Agnes griff nach Bleistift und Papier. Einige Zeit darauf fand ich die Kleine in Tränen aufgelöst, den

Kopf in die Arme vergraben. Endlich brachte sie die Worte hervor: «Ich möchte doch auch gerne schreiben, aber ich kann ja nicht.» Hier wurde mir nun klar, daß man solche Kinder auf die einfachsten Dinge, die das Leben verlangt, vorbereiten muß. In der nächsten Sprachstunde durfte das Kind den Brief mit meiner Hilfe entwerfen. Therese vermag in einer eigenen Orthographie leserliche Briefe zu schreiben. Sie hat eine ausgeprägte Schrift und malt alle Anfangsbuchstaben rot. Über und über sind die Briefe dann mit Glückskäferchen und Blumen verziert, als hätten sie «gute junge Frühlingsgötter» darüber gestreut.

Oft quälte es mich, wenn im Religionsunterricht, den ich auch schriftdeutsch erteilen mußte, Therese geplagt hervorstieß: «Fräulein, warum sprechen sie so blöd, ich verstehe ja nichts.» Wenn ich ihr später das Religionsheft unter dem Wuschelkopf hervorziehen wollte, um es nachzusehen, wehrte sie sich energisch. Nach einiger Zeit erschien sie dann, streckte mir das Heft hin und wandte verlegen den Kopf weg. Sie hatte den von mir vorgeschriebenen Text mit Zeichnungen ergänzt, die bewiesen, daß Therese die Erzählung recht gut verstanden hatte. Auf einer Zeichnung versteckt Myriam in grünem Rock und roter Schürze den kleinen Moses, fein zugedeckt; aber so, daß er ja nicht erstickt im Körbchen, und Aaron in Farmerhosen guckt im Hintergrund aus dem Nomadenzelt. Auf einem andern Blatt ist dargestellt, was Moses am Hofe des Pharao alles lernen muß. Vor dem Pharao, dem ein Diener die Schlepppe trägt, übt er «die Verpöigung». Oben ist noch ein Gestell mit einer darübergespannten Papyrusrolle gezeichnet, auf die ein Auge, gehende Beine und ein Stuhl gemalt sind. Darunter steht «schreipen». Ich hatte nur kurz die Schreibweise der Aegypter erklärt.

Zum Abschied schenkte mir Therese ein Heft, in das sie das Rotkäppchen gezeichnet und geschrieben hatte. Es hört so auf: Wen sie Nikt Gestoken Sint Lebensi Höite nok. Di gesikte ist vetig. Und so will denn auch ich schließen, obwohl die Geschichte von Therese und Agnes nicht fertig ist.

R. Mathys

Schwingen und Schweigen

*Schwingen und Schweigen von Seele zu Seele,
was ich dir sage, was ich verhehle:
Schau es in Wellen und Wolken an,
wie es sich formte, wie es zerrann.*

*Nimm Flocke und Kiesel, das Weiche, das Harte!
Was ich verlor und was ich erwarte
murmelt im Teiche und lispelet im Baum:
Entzug und Gewährung, Trauer und Traum.*

Dieses Gedicht haben wir dem Bande «Geist der Fluren» von Erika Burkart entnommen (Tschudy-Verlag, St. Gallen). Die Dichterin — eine ehemalige Lehrerin — durfte am 25. Januar im Seminar Wettingen den Kunstspreis der Kulturstiftung «Pro Argovia» in der Höhe von 10 000 Franken entgegennehmen.